



Michael Theunissen

Foto: Stefan Maria Rother

## Vom Abschied her

Dem Philosophen Michael Theunissen zum Siebzigsten

Fundamentalphilosophie in Deutschland nach Ende des zweiten Weltkrieges war lange ein problematisches Unterfangen. Nicht nur über Heidegger lagen Schatten. Die Philosophie selbst schien beschädigt. Ihre Begriffe changierten im Zwielficht, und das Bewusstsein, von der Kontinuität einer zweieinhalbtausend Jahre alten Tradition europäischen Denkens getragen zu sein, schwand zunehmend. Michael Theunissen gehört zu den Philosophen, die an dieser Problemlage gelernt haben, ihr Fach ernst zu nehmen.

Die unmittelbare Verschuldung durch eigenes Tun, und sei es die Tat der Indifferenz, blieb ihm erspart. Man bemerkt wiederholt seine Dankbarkeit für den Widerstand, den seine Eltern damals in Berlin auch dadurch leisteten, dass sie Juden im Haus versteckt hielten. Die daraus entstehende Gefahr – so konnte die Familie beispielsweise bei Bombenangriffen nicht in den Keller flüchten – hat Theunissen, wie er selbst sagt, „enorm geprägt“.

Aber das im Namen der Allgemeinheit Verübte trat an die Stelle des Individuellen. Noch bei der Verleihung des Leopold Lucas-Preises der Universität Tübingen im Mai 2001 hat er die Frage der Erinnerung auf die Zeit des Nationalsozialismus zugespitzt. Eine von der Last jener Jahre freie Reflexion, und sei es die abstrakteste Logik, haben Theunissens Schüler nie bei ihm erlebt.

Darin liegt trotz aller Bedeutung, die das bei einem wichtigen Lehrer hat, ein wenig auch seine Grenze. Ein Philosophieren aus Humor – und das bedeutet nicht etwa Wortwitz und Eleganz, sondern das Gegenmittel eines Jean Paul und sogar Kierkegaard gegen Endlichkeit und Leiden – hat Michael Theunissen nicht gelehrt.

„Der Begriff Ernst bei Soeren Kierkegaard“, seine 1958 erschienene Freiburger Dissertation, ist kein Zufall: Kierkegaard, der Denker der Schuld, Angst und Verzweiflung, bleibt über die Jahre hin präsent. Von Anfang an ist der Grundton mit größter Strenge auf das Thema der Negativität gestimmt. Selbst der „Kierkegaard“ Adornos wirkt der philologischen und begrifflichen Schwerstarbeit Theunissens gegenüber fast harmlos. Trotzdem lässt sich gerade anhand Adornos späterer „Negativer Dialektik“ Theunissens Motiv ins Profil setzen.

Adorno – wie oft er auch vom herrschenden „Verblendungszusammenhang“ überwältigt sein mochte – hat eine totale Negativität dennoch nie behauptet. Auch er hält eine Positivität fest, aber gewissermaßen nur als ein rein dialektisch entworfenes Postulat: Die Kraft einer Wende zum Positiven erwartet (oder beschwört) er im Negativen selbst. Genau hier widerspricht Theunissen: Adorno „fällt in den Mythos zurück, dessen Rationalisierung die Lehre Hegels war, dasselbe, das die Wunde schlägt, vermöge sie auch zu heilen“.

Wer das Negative in allen Spielarten, von der logischen Form bis zur Lebenserfahrung des Leidens, konsequent rekonstruiert, muss diesen Rückfall vermeiden. Theunissen redet zwar von Adorno, meint aber auch sich selbst, wenn er sagt: Sein „Fluchtpunkt ist, über metaphysische Theologie hinaus, die Theologie des

sich erniedrigenden Gottes“. Aber nicht nur von der dialektischen Utopie grenzt Theunissen sich ab. Einmal erzählte er von seinen Begegnungen mit dem sterbenden Karl Löwith in Heidelberg. Dessen letzten Weg begleitet zu haben, war die tief beeindruckende Begegnung mit einer wahrhaft stoischen Haltung: mit einem in vollem Wissen vollzogenen Rückgang des eigenen Ich in die allgemeine Natur. „Ich hatte nicht geglaubt, dass so etwas möglich ist“, war Theunissens abschließende Bemerkung. Aber auch: „Das ist nicht mein Weg.“ Dem Leiden durch stoische Verachtung die Macht zu nehmen, ist den Menschen in der Regel nicht gegeben. Gerade beim Leiden, bei den pathischen Phänomenen des Menschseins liegt daher Theunissens Ansatz.

Hierher gehört sein Marxismus, der nichts mit der Starrheit von Basis und Überbau und ihren realpolitischen Folgeprodukten zu tun hat. Hierher gehört auch seine Deutung des „dialogischen“ Denkens bei Franz Rosenzweig und Martin Buber. Auch seine Auffassung des christlichen Gebetsglaubens stammt aus solchen Quellen. Und es führt ihn die Phänomenologie des Leidens schließlich zu theoretischen Fragen der Heidelberger neurologischen Schule und der anthropologischen Psychiatrie.

### Wende der Zeit

Der Begriff aber, der immer deutlicher als Zentrum all dieser Einkreisungen der Negativität hervortritt, ist die Zeit. Von ihr zu sprechen ist seit Augustins berühmter Resignation nicht leichter geworden. Trotzdem ist es der Wunsch des 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts, Sein und Menschsein an ihr abzulesen. Heideggers „Sein und Zeit“ – welche Ambivalenz! – bleibt Michael Theunissens „Jahrhundertbuch“. Niemand vorher habe die „Stimmungen, in denen wir unser Sein inmitten der Welt zu fühlen bekommen“, vergleichbar zur Geltung gebracht. Aber Heidegger bleibt am Seinsdenken, kurz gesagt: an Parmenides hängen. Theunissen dagegen will die Zeitlichkeit per se erforschen. Und so wendet er sich schließlich an eine Sprachebene, aus der auch die Philosophie „sich erst entwickelt hat“: die altgriechische Dichtung.

Sein zuletzt veröffentlichtes großes Buch: „Pindar. Menschenlos und Wende der Zeit“, soll dazu verhelfen, an einer der ältesten Poesien Europas eine „Verwandlung“ der menschlichen Zeiterfahrung, ja der Zeit selbst kennen zu lernen. Die Zeiterfahrung – und es geht auch hier um ihre Negativität – hat das ihr gegenüber Andere nicht, wie es die später formulierte Metaphysik meinte, in etwas Zeitlosem. Theunissens These ist: Die Verwandlung der Zeit wird von Pindar als etwas selbst Zeitliches ausgesprochen. In der erlebten Zeitlichkeit selbst vollzieht sich die Wende des Negativen. Pindar benennt einen faktischen „Einbruch der Transzendenz“, wenn er aus der Feststellung einer tiefen Desorientiertheit heraus fortfährt: „Aber wenn der Glanz, der gottgegebene kommt, leuchtend Licht ist bei den Männern und liebliches Leben.“

HARTWIG WIEDEBACH